



Darüber war nicht zu reden. Und dann muss man eben seinen eigenen Weg gehen.

*Sie sind selbst zweifacher Vater und leben mit ihren Kindern unter einem Dach. Die Zwillinge sind fast dreißig Jahre alt. Ist ein solches Zusammenleben nicht sehr ungewöhnlich?*

Ja, die Kinder hatten die Idee. Jeder hat seine eigene Wohnung in dem Haus. Wir haben keine gemeinsame Küche, kein gemeinsames Wohnzimmer, sondern wir teilen uns ein Haus und sind füreinander da. Ich habe in meiner Kindheit erfahren, was es heißt, kein Geld zu haben. Wenn ich ins Schwimmbad gehen wollte, hat mein Vater es abgelehnt, weil er nicht die fünfzehn Pfennig dafür hatte. Das hat mich natürlich geprägt. Insofern sollen unsere Kinder ein Zuhause haben, was immer auch passiert.

*Neben dem „Dicken“ mimen Sie auch den Psychotherapeuten Bloch. Sie haben schon einmal mit dem Gedanken gespielt, Psychotherapeut zu werden. Was fasziniert Sie an der Psychotherapie?*

Mich interessiert, was den Menschen im Inneren zusammenhält – die Widersprüche im Menschen, die Ausprägungen. Auch das Wunder, dass im Verrückt-Sein eine Kraft liegt, fasziniert mich.

*Jeder trägt ein Päckchen mit sich herum, und viele würden es gerne zum Psychotherapeuten tragen. Welches Päckchen würden Sie bei einem Therapeuten lassen?*

Mir stellt sich diese Frage nicht. Ich habe gelernt, mit dem, was ich bin und was ich habe –

also mit mir – zu leben. Und das lernt man auch in einer Therapie. Man kann das Päckchen nicht loswerden. Insofern haben Sie eine falsche Vorstellung davon, was eine Therapie bewirken kann. Ich habe nichts, was ich wegbringen will. Stellen Sie sich mal vor, ich würde das tun. Ich habe ja die Chance, das alles in meinen Rollen zu verarbeiten.

*Man liest von Eltern, die ihre Kinder vernachlässigen, miss-handeln und gar verhungern lassen. Was glauben Sie, woran das liegt?*

Die Ursachen sind sicher vielfältig. Es gibt eine soziale Verelendung, die sich in einer vollkommnen Überforderung von Müttern und Vätern äußert. Bei den Tieren gibt es eine Tötungshemmung, die bei manchen Menschen offenbar verloren gegangen ist. Sie wissen nicht mehr, was sie tun. Und natürlich gibt es auch Menschen, die kein Gewissen haben. Aber die Statistiken besagen, dass es nicht mehr Fälle gibt als früher, sondern dass mehr Taten an die Öffentlichkeit gelangen. Das gilt genauso für den Missbrauch. Dass darüber berichtet wird, ist gut – mit einem „Aber“ versehen. Denn die Mediengesellschaft, in der wir leben, sucht immer nach Sensationen. Wenn die schrecklichen Taten von Boulevardsendungen benutzt werden, um Sensationen zu schaffen, halte ich es für extrem fragwürdig. Das ist ein zweiter Missbrauch, so sehr es richtig ist, die Verbrechen öffentlich zu machen.

*Bevor Sie Schauspieler wurden, gingen Sie als Regieassistent ans Theater. Dafür brauchen Sie ihr Germanistik- und*

*Geschichtsstudium ab. Ihr Versuch ans Theater zu kommen, erinnert ein bisschen an Gerhard Schröder, der am Zaun des Kanzleramts rüttelte und rief: „Ich will hier rein.“ Was ging da in Ihnen vor?*

Es musste einfach sein. Der Berufswunsch war schon lange da. Aber die Eltern haben gesagt, mach' mal Lehrer, ist vernünftiger. Dann bin ich mit unserem BMW Setta von Holland nach Hamburg gefahren, war bei einem Freund, dessen Eltern Schauspieler waren und habe den Schubi (Heinz Schubert, Red.) – „Ekel Alfred“ – besucht. Der hat was über die Schauspielerei erzählt. Danach habe ich zu meiner Frau gesagt: Ich muss das jetzt probieren, sonst bin ich mit 30 Jahren frustrierter Lehrer.

*Was hat der Pförtner am Theater gesagt?*

Ich soll in die Dramaturgie gehen und mit denen reden. Das habe ich dann auch gemacht. Die waren sehr nett und haben mir das Theater gezeigt. Wir

haben gequatscht, dann kam der Intendant rein. Dann haben sie festgestellt, dass sie keinen Regieassistenten haben und mich nach zehn Minuten gefragt, ob ich das machen wolle. Später wurde in der Produktion ein Schauspieler krank, und schon stand ich auf der Bühne.

*Glauben Sie, dass so ein Quereinstieg heute noch möglich ist?*

Ja, ich habe ja ein paar Mal aussichtslose Situationen gehabt und für mich einen Weg gefunden. Ich habe das sichere Beamten-dasein aufgegeben und meine Professur in Graz (Schauspiel-Professur, Red.) von einer Stunde auf die andere hingeschmissen. Auf der Terrasse in Graz habe ich zu meiner Frau gesagt, wenn ich jetzt aufhören muss zu spielen, glaube ich, dass ich sterbe. Ich war so randvoll und habe so gebrannt. Ich glaube, dass andere Menschen so etwas spüren.

*Hatten Sie keine Angst?*

Meine Angst es nicht zu tun war stärker als jede soziale Angst. Ich hatte keine Angst, meine Kinder nicht durchzubekommen. Es hat funktioniert, hat aber auch keine Alternativen gegeben.

*Hatten Sie ein Vorbild, als Sie in den Schauspielerei-Beruf wechselten?*

Es gibt Schauspieler, die ich bewundere, die mich berührt haben, zum Beispiel in „The Crying Game“. Ein grandioser Film. Der Hauptdarsteller (Stephen Rea, Red.) identifiziert sich sehr stark mit seiner Rolle. Das ist das, was ich sehr mag. Dass sich ein Schauspieler nicht mit seinen Mitteln eitel brüstet, sondern einer Geschichte dient.

*Finden Sie, dass das heute zu kurz kommt?*

Ja, viele arbeiten mit einer „Guck-mal-was-ich-kann-Attitüde“. Das interessiert mich nicht. Im Laufe meines Lebens ist mir das Wort Demut wichtig geworden.

*Waren Sie nicht berauscht von Ihrem Erfolg?*

Ich glaube, ich habe das Glück gehabt, dass meine Karriere so spät begonnen hat. Ein Abheben konnte gar nicht passieren. Wenn ich vom Dreh nach Hause kam, war da der Alltag. Ich musste abwaschen und mich um die Kinder kümmern. Da war nicht so viel Zeit, um zu sagen: Ohh, ich bin Künstler.

*Wie gehen Sie mit Kritik um?*

Die Schauspielerei ist ein sehr schmerzhafter Beruf. Du stellst keinen Tisch her, sondern du bist dein eigenes Handwerkszeug und dein eigenes Produkt. Es ist dein eigener Körper, es ist deine Stimme, dein Rhythmusgefühl, deine Fantasie. Und das macht verletzlich, weil du dich jeden Tag und ständig ausliefern musst. Und wenn man für dieses Ausliefern nicht irgendwann auch Anerkennung bekommt, dann ist es der schrecklichste Beruf der Welt. Nun habe ich das Glück gehabt, eine ganze Menge Anerkennung bekommen zu haben. Kritik ist für mich ganz wichtig. Ich höre es mir sehr genau an und überlege, was da dran ist und was ich damit mache. Aber ich habe nicht so sehr viel schlechte Kritik bekommen.

*Sie entschlossen sich ja spät, Schauspieler zu werden, nachdem Sie als Regisseur und als Schauspiel-Professor gearbeitet hatten. Wie fühlt es sich an, die Seiten zu tauschen?*

Gut! Alles das, was ich vorher gemacht habe, waren Vorübungen. Dass ich als Regisseur gearbeitet habe, bestimmt aber auch meine Herangehensweise als Schauspieler. Ich kümmere mich immer um das Ganze und nicht nur um die Rolle. Ich gucke mir an, wie die Szene aufgebaut ist, für wen sie ist. Es gibt Szenen, die sind für die Kamera da oder für den Partner. Man dient mit seinem Können einer Geschichte und nicht: Alle dienen mir. Das ist eine falsche Vorstellung des Berufes, die aber weitverbreitet ist.

*Tun sich die Regisseure schwer mit Ihrer Haltung?*

Ja, jüngere schon, das ist aber verständlich. Sie sind unsicher, weil da ein Koloss mit einer Menge Erfahrung vor ihnen sitzt. Die kann ich aber nicht zu Hause lassen, sondern muss sie einbringen. Da kriegen die Regisseure manchmal Panik, das müssen sie aber aushalten. Anthony Hopkins hat mal in einem Interview gesagt, er käme zum Set und spule dort seine Rolle ab, ohne dass er sich für die Zeit des Drehs als derjenige fühle, den er darstellt. Das ist bei mir nicht so. Ich gehe mit der Figur schon im Vorfeld schwanger. Nach Feierabend kann ich mein Kostüm nicht ab-

geben. Ich muss zulassen, dass sich die Figur in mir ausbreitet. Es gibt zwar Rituale und Hilfen. Ich schminke mich zum Beispiel mit einem heißen Lappen ab und brenne so den Tag und die Rolle weg. Aber es ist schon so, dass mich die Rolle sehr ausfüllt.

*Das ging ja einmal so weit, dass sie selbst Herzprobleme bekamen, als Sie einen Herzinfarkt des Therapeuten Bloch spielten. Wollen Sie sich danach nicht selbst Grenzen setzen?*

Meine Frau und meine Kinder wollen das. Max sagte, du machst das ja wirklich toll, aber musst du dich da immer so reinstürzen? Kannst du das nicht mit halber Kraft machen? Aber das kann ich nicht. Ist so. Ich gucke, dass ich nicht mehr so viele Leute mit Herzinfarkt spielen (lacht). Ja, es ist kein leichter Beruf.

*Ich komme jetzt wieder auf Ihren Körperumfang zu sprechen.*

Ja. Schön. Wieso? Wollen Sie mir etwas zu essen bestellen? (lacht)

*Was hätten Sie denn gern?*

Nee, danke. Dankeschön ...

*Was traut man Ihnen aufgrund Ihres Gewichts nicht zu?*

Sagen wir mal so: Man würde mich nicht als Romeo besetzen. Ich habe auch keinerlei Sehnsucht Romeo zu spielen. Und ich habe auch nicht den Drang, mich als einen schlanken Liebhaber zu sehen.

*Wo sehen Sie sich in fünf Jahren?*

Ich denke da nicht so sehr darüber nach. In der „Dreigroschenoper“ von Brecht gibt es einen wunderbaren Zitat: „Ja, mach nur einen Plan, sei nur ein großes Licht und mach dann noch 'nen zweiten Plan, gehn tun sie beide nicht.“ Ich durfte mal Michael Ende kennenlernen, ein großartiger Mann. In seinem Buch finde ich wichtig, was Straßenfeger Beppo zu Momo sagt: „Es gibt Tage, da schaust du ans Ende der Straße, und sie ist furchtbar lang, und du hast den ganzen Tag das Gefühl, du kommst da nicht ran. Und dann gibt es Tage, da machst du einen Schritt und einen Besenstrich und einen Schritt und bist am Ende der Straße.“ Wenn du immer an eine Zielvorstellung denkst, wirst du ja bekloppt. Insofern mache ich meine Arbeit. Und manchmal schlüpft da etwas herein, das es zu etwas Besonderem macht. Das ist das, wonach man eigentlich sucht. Ich hoffe, dass ich dafür weiter die Kraft habe.

*Das Gespräch mit Dieter Pfaff führte Bianca Wilkens. Die Fotos machte Thomas Duffé*